

Impulsvortrag: Wer, wenn nicht wir Zukunftswerkstatt am 30.09.2017

Lothar Heusohn

Ich glaube, ich habe mich da auf ein ziemlich kniffliges Ding eingelassen. Meine Aufgabe ist es ja jetzt, einen Input, eine Initialzündung zu unserer heutigen, dritten Zukunftswerkstatt zu liefern. Über die „*Lust am Weltverbessern*“ zu reden, durchaus auch am eigenen Beispiel, aber dabei – bitteschön und selbstverständlich – keine „personality show“ zu liefern. Also etwas zu verallgemeinern und dabei irgendwie doch persönlich zu bleiben. Im Ernst und nicht nur als rhetorische Floskel meine ich, dass das eine ganz schön schwierige Aufgabe ist. Zumal diese Aufgabe ja durchaus Anklänge an etwas hat, das man in meinen jungen Jahren – und da war ich ganz sicher nicht alleine – besonders gehasst hat: dass man nämlich aus seiner Erfahrung heraus berichten soll, aus der – und jetzt kommt das ominöse Wort – aus seiner „Lebenserfahrung“ heraus. Wenn „die Alten“ – die damals Alten – anfangen, von ihrer „Lebenserfahrung“ zu sprechen, dann verhiß das nichts Gutes. Nein, dachte ich – dachten wir damals – wenn die nichts anderes ins Feld zu führen haben als ihre „Lebenserfahrung“, dann „gute Nacht“. Denn es war uns Jungen allen klar, dass sie uns nur ausbremsen wollten, dass sie uns bestenfalls mit herablassendem Wohlwollen auf die Schultern klopfen wollten, um zu signalisieren, dass sie es besser wussten in all ihrem Arrangement mit dem gegebenen Zustand der Welt. Dass sie meinten, dass wir – wenn wir erst „Lebenserfahrung“ gesammelt hätten so wie sie –, dass wir uns dann schon wieder beruhigen würden, uns auch arrangieren würden mit der gegebenen Welt, dass wir – nach dem „Abstoßen der Hörner“ – sozusagen horn- und zahnlos unsere Zukunft und die Zukunft der Welt den dafür Zuständigen überlassen würden.

Und diese „Zuständigen“ waren auf jeden Fall nicht wir. Wir sollten besser jetzt schon unsere Kräfte auf „*Vernünftiges*“, „*Erreichbares*“ – „*Realistisches*“ eben –, richten, wobei dieses „*Vernünftige*“, „*Erreichbare*“, „*Realistische*“ grundsätzlich immer privat, persönlich definiert war. Das Abitur, dann der gute Beruf zum Beispiel.

Wenn mir damals Ende der 60er/Anfang der 70er Jahre jemand gesagt hätte, ich solle Ende September 2017, also fast 50 Jahre später, etwas am eigenen Beispiel über „Lebenserfahrungen“ erzählen, hätte ich mich ganz sicher mit entsetzter Miene geschüttelt und das Ganze in das Reich des Blödsinnigen, des Undenkbaren und Unmachbaren verwiesen. Nun sind seitdem aber tatsächlich fast 50 Jahre vergangen – und ich kann – ja ja, mit Lebenserfahrung – sagen, dass „Lebenserfahrung“ nicht nur etwas Anrühiges an sich haben muss, sondern auch ganz real und durchaus positiv mit Erfahrungen im Leben zu tun hat.

Lebenserfahrungen sind ja nicht gleich Lebenserfahrungen, Wenn einige – und ich glaube: ziemlich viele – damit meinen, dass man ja doch nichts ändern könne an den „Verhältnissen“, dass man sich dabei nur die Finger verbrennen könne, dass das alles zumindest auch nicht besonders karrierefördernd sei, dann ist das nur eine Sichtweise von „Lebenserfahrungen“. Es gibt aus meiner Sicht und mit meiner „Lebenserfahrung“ auch eine ganz andere Perspektive, dass es nämlich darauf ankommt, sich von den anderen – den gerade genannten Experten von Lebenserfahrung – nichts vormachen zu lassen. Dass es darauf ankommt, sich nicht den Schein abkaufen zu lassen, sich nicht „setteln“ zu lassen, sich nicht abzufinden und nach dem bloß privaten Glück im gesellschaftlichen Unglück zu suchen. Und damit zufrieden zu sein.

Ich denke, zu dieser zweiten Variante – meiner Variante – gehört, dass man eine Portion Glück haben muss. Ich hatte dieses Glück. Meine politische Sozialisation lief in einer Zeit, die für mich und für viele andere der große Aufbruch war. Als Spätjahrgang 1950 war man ja „eigentlich“ ein bisschen zu spät gekommen für „68“. Da war man kein originärer „68er“, der man ja so gerne gewesen wäre. Aber immerhin habe ich es dann doch zum „Spät-68er“ gebracht. Mit der Betonung auf „Spät“- und nicht „Alt-68er“. Was übrigens, in Klammern gesagt, auch ein Begriff ist, den ich auf den Tod nicht ausstehen kann. Ja, wir waren in meiner Generation die totalen Profiteure eines gesellschaftlichen Klimas des Umbruchs, nein: des Aufbruchs.

Vielleicht wäre vieles ganz, ganz anders gekommen, wenn ich schon damals in Roggenburg aufgewachsen wäre und nicht im phasenweise brodelnden Rhein-Main-Gebiet. Und wenn ich nicht eine Schule besucht hätte, an deren Außenwand in großen Lettern prangte: „*Hohe Landesschule. Gymnasium für Knaben*“. Dieser Name wirkt ja nicht gerade wie der Name einer Zuchtanstalt für lebenslange Revolutionäre. Aber diese Schule erlebte in den späten 60ern einen dramatischen personellen und inhaltlichen Umbruch. Sie galt ab dieser Zeit für einige Jahre als „kritische“ – ja, ich sage es heute mal ganz offen – als linke „Kaderschmiede“.

Und ich hatte das Glück, genau diese Zeit miterleben zu können und dabei so etwas wie eine lebenslange politische Sozialisation zu erhalten. Ich hatte vorhin schon gesagt, dass man eine Portion Glück braucht (wobei ich nicht genau weiß, ob dieser Begriff der richtige ist, aber ich hoffe, Ihr wisst, was ich mit ihm meine). Dieses Glück bestand in Lehrerinnen und Lehrern, die einem das kritische Hinschauen, das kritische Betrachten, das kritische Reflektieren, den Spaß am kritischen Lesen jeden Tag beibrachten. Die das „*sich nicht mit dem Gegebenen abfinden, weil es gegeben ist*“ als Lehr- und Lernstoff hatten und an uns weitergaben.

Natürlich war und blieb auch die „Hohe Landesschule. Gymnasium für Knaben“ eine Schule der späten 60er Jahre mit allen autoritären Formen, die Schulen in der Regel an sich hatten – und haben. Und sie hat auch ziemlich konservative – um nicht zu sagen: reaktionäre – Typen hervorgebracht. Da kann ein erstes Klassentreffen 35 Jahre nach dem Abitur schon ziemlich desillusionierend wirken, wie ich vor ein paar Jahren erfahren musste...

Damals – vor dem Abitur und als ich mich auch noch im Einklang mit meinen Mitschülern glaubte –, damals bin ich im Deutschunterricht auf den Schriftsteller Peter Weiß gestoßen und dessen Theaterstück *„Trotzki im Exil“*. In diesem Stück habe ich den Satz gelesen, den Peter Weiß dem russischen Revolutionär Leo Trotzki in den Mund gelegt hat, bevor ihn der Eispickel seines stalinistischen Mörders traf: *„Ich kann den Glauben an die Vernunft, an die menschliche Solidarität nicht aufgeben.“*

Diesen Satz fand ich schon damals unerhört gut und beeindruckend und er hat mich bis heute in gewisser Weise begleitet. So unerträglich und kannibalisch diese Welt in weiten Teilen ist, so wenig kann und will ich den Glauben an die Vernunft und an die grundsätzliche Möglichkeit der menschlichen Solidarität aufgeben.

In meinem Soziologie- und Politikstudium an der ehrenwerten Johann Wolfgang von Goethe Universität in Frankfurt am Main – eine Universität, die 1968 wenigstens für eine Nacht und einen halben Tag das Vergnügen hatte, von studentischen Anstreichern in „Karl-Marx-Universität“ umbenannt zu werden –, an dieser Universität lernte ich endgültig, was in der Schule begonnen hatte und was mich bis heute in umfassender Weise prägt: die Welt kritisch zu sehen und – vor allem – sie als veränderbar zu begreifen. Dass der Kampf um eine andere, eine bessere Welt etwas Elementares ist und nicht bloß jugendlich-idealistische Tagträumerei. Und ich lernte in den Tonnen von Büchern, die ich las, exzerpierte, diskutierte und von denen ich mich mein weiteres Leben lang nicht mehr trennte (was im Augenblick zu gewissen häuslichen Platzproblemen führt), in diesen Tonnen von Büchern gab es nicht nur den Peter Weiß-Satz aus *„Trotzki im Exil“*, sondern es gab viele, viele weitere kluge und sehr prägende Sätze. Entschuldigt bitte, wenn ich ein paar davon nenne. Aber ich finde, sie sind schlicht und ergreifend für unser Thema so wichtig und gut.

»Man muss die Verhältnisse dadurch zum Tanzen bringen, dass man ihnen ihre eigene Melodie vorspielt«, formulierte zum Beispiel ein bekannter deutscher Ökonom des 19. Jahrhunderts und schrieb *»Das Kapital«*. Seine Forderung hieß, *»alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen«* ist. Dieser Satz aus den Marxschen Frühschriften hat mich auch total geprägt.

Und noch ein weiterer, ein Satz, der seit Beginn über unseren Zukunftswerkstätten steht. Es ist die 11. These „ad Feuerbach“:

„Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert, es kömmt drauf an, sie zu verändern.“

Wenn ich etwas begriffen habe – oder begriffen zu haben glaube –, dann ist es genau diese Notwendigkeit, eine Welt der kannibalischen Ordnung nicht nur zu interpretieren, sondern sie höchst praktisch zu verändern. „Welt“ ändert sich nicht automatisch, es gibt keine automatische „Entwicklung vom Affen zum Sozialismus“, es gibt keine automatische Verbesserung der Welt. Wir müssen es tun, Menschen müssen es tun.

Wir leben – natürlich – in einer Welt der Konflikte, aber auch in einer Welt voller Initiativen (wir haben dieser Tage wieder einmal in dem wunderbaren Film „Tomorrow“ sehen und hören können). Wir leben in einer Welt, in der man immer wieder den neuen Wurf versuchen kann, den neuen Anfang. Und auch in diesem Zusammenhang bin ich wieder auf einen Satz gestoßen, der mich sehr inspiriert – um nicht wieder zu sagen: sehr geprägt – hat. Er ist von dem französischen Schriftsteller Albert Camus und lautet sinngemäß: In einer Welt der Konflikte, einer Welt von Opfern und Henkern, ist es die Aufgabe der denkenden Menschen, nicht auf der Seite der Henker zu stehen.

Wow, das fand – und finde – ich klasse. Es ist ein Merksatz, eine Richtschnur des Handelns. Dieser Satz passt sehr gut zu zwei weiteren Menschen, die mich in meinem Denken ebenfalls sehr begleitet haben: Der US-amerikanische Sozialhistoriker Howard Zinn und der Schriftsteller Eduardo Galeano aus Uruguay, meine persönliche „Ikone“. Howard Zinn schreibt in seiner großen

*„Geschichte des amerikanischen Volkes“ folgende Sätze:
„Ich möchte keine Siege für Volksbewegungen erfinden. Aber die Annahme, Geschichtsschreibung bestehe einzig und allein darin, die Misserfolge zu rekapitulieren, die die Geschichte prägen, macht Historiker zu Kollaborateuren in einem endlosen Kreis von Niederlagen. Wenn Geschichtsschreibung kreativ sein soll, wenn sie eine mögliche Zukunft vorwegnehmen soll, ohne die Vergangenheit zu verleugnen, dann sollte sie neue Möglichkeiten aufzeigen, indem sie die verschollenen Gelegenheiten aus der Vergangenheit aufdeckt, bei denen, wenn auch nur in einem kurzen Aufzucken, Menschen ihre Macht gezeigt haben, Widerstand zu leisten, sich zusammenzuschließen und – gelegentlich – sogar zu gewinnen.“*

Von Eduardo Galeano habe ich unendlich viel gelernt: zunächst über die Betrachtung der Geschichte Lateinamerikas, aber auch vieles darüber hinaus. Und das alles passte so zusammen mit dem, was ich eingangs gesagt hatte: was das buchstäbliche Lebenselixier meiner Schul- und Studienzeiten war:

Geschichte und Gegenwart kritisch zu betrachten, nach der „story behind“ zu fragen und zu suchen, der Sache auf den Grund gehen zu wollen. Galeano hat einen besonderen, einen faszinierenden Stil. Sein Werk war – und ist – eine Absage an die offizielle Geschichtsschreibung, an die Version eines – wie er immer sagte – in Marmor und Bronze Verewigten. Nur zu gerne erinnerte er auch an ein afrikanisches Sprichwort: *„Solange die Löwen nicht ihre eigenen Historiker haben, werden die Jagdgeschichten weiterhin den Jäger verherrlichen.“*

Dies ist für mich der Punkt: Sich die Stimme derjenigen anzueignen, die keine Stimme haben, die Stimmen der Minderheiten, der Besitzlosen, der sog. „Indianer“, der Schwarzen, der Frauen, der Gefangenen, der Gefolterten. Eben »Geschichten von unten« zu schreiben und zu vermitteln.

Ich versuche das in meinen Kursen und Seminaren ähnlich hinzubekommen. Irgendwann vor ein paar Jahren hat mir dazu eine Frauenakademie-Teilnehmerin gesagt, mein Spezialgebiet seien offensichtlich „Depressions-Kurse“. Das empfand ich nach dem ersten Schrecken schon als einen grandiosen Einwurf, mit dem ich heute – zugegebenermaßen – auch ganz gerne kokettiere. „Depressions-Seminare“, ja, so kann man das wohl auch nennen, wenn man sich mit dem „Zustand der Welt“, so wie er sich heute darstellt, beschäftigt.

Aber ich bin überzeugt – wieder einmal mit Karl Marx überzeugt –, dass *„man die Verhältnisse dadurch zum Tanzen bringen muss, dass man ihnen ihre eigene Melodie vorspielt“*. Ich hatte diesen Satz vorhin schon einmal genannt. Wir müssen wissen, wie diese Welt tickt, nein, wie die Menschen, die sie zu dieser Art von Welt machen, ticken. Was sie an- und umtreibt. Das müssen wir wissen, um etwas – nein, um alles – verändern zu können.

Damit komme ich zu einem weiteren Punkt. Das Verhältnis von „groß“ und „klein“. Um es gleich zu bekennen: Ich bin nicht der Typ der „kleinen Dinge“. 1968 hieß es nicht von ungefähr: *Wir wollen alles*. Selbstverständlich ist es wichtig, Nahziele zu haben, kleinere, übersichtlichere, anschaulichere, greifbarere Projekte zu haben – „Divestment“ zum Beispiel –, aber ich bin überzeugt davon, dass das nicht ausreicht. Wir dürfen in meinen Augen dabei nicht stehenbleiben, wir brauchen den Blick auf den größeren Zusammenhang, sozusagen den Blick aufs Ganze. Um es anders zu sagen: Wir brauchen bei unseren Projekten die Vision: Warum machen wir das? Was bezwecken wir damit? Welche Bausteine brauchen wir noch? Wie ist der gerade bearbeitete Baustein eingebunden in ein Gesamtgebäude. Ich habe es ja schon gerade bekannt: Ich bin da eher der Mensch fürs Ganze.

Ich tue mir ein bisschen schwer mit dem „Kleinen“, auch wenn ich im Laufe meines Lebens viel „Kleines“ gemacht habe.

Um deutlicher zu machen, was ich damit meine, will ich auf Kathrin Hartmann verweisen. Ich hatte sie vor zwei Jahren in die vh eingeladen, um ihr neues Buch *„Aus kontrolliertem Raubbau“* vorzustellen, eine Auseinandersetzung mit der *„Green Economy“* – oder präziser gesagt: mit dem *„green-washing“* von economy. Sie schreibt in ihrem Schlusskapitel:

„Die ‚großen Probleme‘ haben strukturelle Ursachen. Um diese Ursachen zu beseitigen, braucht es keine ‚innovativen Ideen‘, und schon gar keine aus ‚Think Tanks‘. Es müssen die Strukturen geändert werden – und zwar grundlegend. Aber der heutige Lösungsjournalismus, der alleine ein konkretes Problem und die dazugehörige Lösung betrachtet, blendet größere Zusammenhänge und Ursachen aus. Er orientiert sich an Pragmatismus, Effizienz und der Messbarkeit von Projekten und überträgt damit die naturwissenschaftliche Methode des Trial and Error auf komplexe soziale Probleme. (...) Gesellschaftliche Änderungen sind allerdings noch nie durch sog ‚Lösungen‘ zustande gekommen, sondern stets durch Aufklärung, Erkenntnis, Diskurs, Protest und solidarischen Widerstand. Dadurch, dass Menschen auf die Stimme ihres Gewissens gehört und danach gehandelt haben.“

Ende der 1990er Jahre wurde die *„lokale agenda ulm 21“* ins Leben gerufen. Es ging – wieder einmal – um die sog. *„Bürgerbeteiligung“*. Ich glaubte damals, ziemlich naiv, dass man es vielleicht über diesen Hebel der *„Agenda“* schaffen könnte, vom *„Kleinen“* zum *„Großen“* zu kommen, also tatsächlich das Motto konkretisieren könnte, das da lautet: *„global denken – lokal handeln“*.

Bei all meinen Versuchen, den Blick etwas über den Tellerrand zu heben, gab es stets den erhobenen Zeigefinger des Ulmer Oberbürgermeisters und den Satz: *„Du willst ja immer nur Resolutionen verfassen.“* Nein, im Ernst. Mir ging es natürlich nicht um das Verfassen von Resolutionen, sondern darum, Nachhaltigkeit nicht darauf zu reduzieren, Fahrradständer in Ulm aufzustellen und das Legen von Solarzellen auf Dächern zu propagieren. Nein, es ging mir – im Sinne von Kathrin Hartmann – nicht um *„Green-Washing-Lösungen“*, sondern um Alternativen. Ich musste begreifen, dass das im gegebenen Rahmen nicht möglich war. So blieb mir nur die Verwunderung, dass sich viele Menschen, die ich in ihren Gruppen und Initiativen immer als kritische Geister erlebt hatte, brav in Arbeitsgruppen und Foren setzten, um – vom Oberbürgermeister moderiert – über Fahrradständer und Solardächer zu sprechen. Gemäß dem Motto: Setz Dich an die Spitze der Bewegung, um ihr die Spitze zu nehmen.

Wie man sieht, gibt es – hätten wir's gedacht – auch die kleinen Niederlagen beim Kampf ums große Ganze. Aber das gehört dazu, es gibt keinen direkten Weg vom Affen zum Sozialismus. Bert Brecht hat es einmal sehr treffend folgendermaßen auf den Punkt gebracht: *„Unsere Niederlagen beweisen nichts, als dass es zu wenige sind, die gegen die Gemeinheit kämpfen. Und von den Zuschauern erwarten wir, dass sie wenigstens beschämt sind.“*

Ich finde, das ist ein schöner Satz. Sind diese Niederlagen auch für etwas gut? Oder zeigen sie uns nur ein weiteres Mal, dass wir ablassen sollten von der Vorstellung, man könne die Welt auch groß verändern – und sei es auch nur die Ulmer Welt?

Ich habe daraus immer nur den Schluss gezogen, dass es uns auch nicht weiterhilft, ob der Niederlagen resigniert zu sein, in Depression zu verfallen, sich vom Münsterturm zu stürzen oder zynisch zu werden. Nein, für mich waren diese Dinge vor allem Ansporn, nicht zu resignieren, nicht depressiv zu werden, nicht auf den Münsterturm zu klettern und sich herunterzustürzen und auch nicht zynisch zu werden. Sondern die Ärmel noch heftiger hochzukrempeln und einen neuen Anlauf zu machen.

Dazu bedarf es aber einer Einbettung. Wir brauchen – nicht zuletzt, um Nackenschläge zu verdauen –, das soziale Umfeld, Menschen, mit denen wir die Ärmel hochkrempeln können. Das ist eminent wichtig, „Solidarität“ darf kein frommer Spruch im Poesiealbum sein, sondern praktische Erfahrung. Ich hatte das Glück – schon wieder Glück –, dass ich dieses Umfeld in weiten Teilen hatte. Bei den Jugendlichen im Jugendzentrum meines ersten Jobs und natürlich ganz besonders im beruflichen Glücksgriff meines Lebens, bei meiner Tätigkeit in der vh.

Um es auf den Punkt zu bringen: Es bedarf der Menschen um dich herum. Es bedarf des Ortes. Ich habe in dieser Volkshochschule so unendlich viele spannende und inspirierende Leute kennengelernt, ich hatte das Vergnügen, dass ich für meine politische Arbeit auch noch 35 Jahre lang mit regelmäßig wiederkehrenden monatlichen Gehaltszahlungen versehen wurde – und ich durfte ganz offiziell immer wieder die Parole „Einmischung erwünscht“ verkünden. Und ich konnte sie praktizieren.

Ich hatte das Glück, ein paar – viel zu kurze – Jahre mein Büro mit Kirsten Trepper zu teilen, was zu vielen Gesprächen über Gott und den Zustand der Welt geführt hat. Mit der zeitweise verabredeten – aber glücklicherweise nie konsequent praktizierten – Notwehrparole, uns ein „Schweigegelübde“ aufzuerlegen, um unsere anderweitigen Arbeiten erledigen zu können.

Und ich hatte das Glück, zum Beispiel Teil einer Gruppe sein zu dürfen, die sich u. a. der Vorbereitung von Zukunftswerkstätten in Ulm widmet. Ja, nicht zuletzt diese Gruppe macht es möglich, davon zu reden, dass es eine „Lust am Weltverbessern“ geben kann und muss.

Damit bin ich bei meinem eigentlichen Anliegen. Diese Welt anders, menschlicher zu machen, ist – keine Frage – eine gigantische Arbeit. Wir werden diese Arbeit, fürchte ich, im Laufe unseres Lebens nicht mehr ganz zu Ende führen können. Aber bei aller Arbeit und trotz aller Arbeit: Es ist ein großes Vergnügen, an dieser Aufgabe zu werkeln. Ich persönlich hätte mir in meinen Studienzeiten realistisch niemals erträumen dürfen, dass ich es tatsächlich fertigbringen würde, mein Leben so zu führen, wie ich es nun politisch geführt habe.

Na klar gab es da viel Stress, was denn sonst? Na klar gab es da viel Kontroverse und Auseinandersetzung, wie denn auch anders? Aber es gab auch immer die Erfahrung, ein bisschen, ein kleines bisschen auch die große Welt mitgestalten zu können. Was mich immer beschwingt hat und noch immer beschwingt, ist zum Beispiel meine Erfahrung mit der Frauenakademie. Die Erfahrung, dass da zu Beginn ihres Einstiegs ins Projekt Frauen kommen, denen oft politische Dinge sehr, sehr fern liegen. Und die dann damit überrascht werden, dass wir uns im ersten und zweiten Semester mit „68“ beschäftigen, literarisch, frauenpolitisch und – oh weh, auch das – politisch. Und dass meine Erfahrung gezeigt hat, dass es gelingen kann, dieses scheinbar „ferne Thema“ zu einem Thema zu machen, das nahegeht, das im besten Sinne des Wortes: bewegt.

Natürlich ist all das Stress, Kurse machen sich nicht von alleine, Projekte nicht und vieles andere mehr auch nicht. Die Veränderung der Welt ist kein Unternehmen, das auf Kreuzfahrten in die Karibik vonstatten geht. Aber wenn du dich in einem tragenden Umfeld bewegst, du weißt, warum du das tust und tun willst, du positive Rückmeldungen bekommst ..., dann vergisst du den Stress und siehst den Sinn und die Lust. Ich hätte mir jedenfalls in meinem Leben und für mein Leben nichts Schöneres, nichts Erfüllenderes vorstellen können.

Kathrin Hartmann hat in vor zwei Jahren in der vh aus ihrem Buch „*Aus kontrollierten Raubbau*“ gelesen. Ich hatte es vorhin erwähnt. Ganz zum Schluss dieses Buches und auch ihres Vortrags im Club Orange hat sie die Geschichte von Frauen aus El Salvador erzählt, von Frauen, die in den brutalen, menschenverachtenden und menschenvernutzenden Textil-fabriken eingepfercht und entrechtet geschuftet haben. Eine Fabrik, die für Adidas, produziert.

Eines Tages wehrten sie sich gegen ihre fürchterlichen Arbeits- und Lebensbedingungen. Sie streikten. Es ist ihnen nicht gut bekommen. Keine der Frauen hat jemals wieder eine Anstellung gefunden. Als Gewerkschaftsmitglieder stehen sie auf schwarzen Listen. Zehn Jahre lang kämpften sie ums Überleben, immer gemeinsam. Sie begannen mit einem scheinbar aberwitzigen Unternehmen. Sie gründeten eine Nähkooperative. Und das in einem Land, das neben Bangladesh zu einem der Zentren der Textilproduktion nach Maquila-Art gemacht wurde. War das „die Lösung“? Nein, natürlich nicht. Die Frauen können nicht leben von ihrer Arbeit, sie verdienen oft sogar weniger als bei Adidas. Kathrin Hartmann hat sie besucht und schreibt darüber:

„Die Kooperative Acopius ist bei Maria zuhause untergebracht. Sie lebt in einem Viertel, das von Banden kontrolliert wird. Daher halten die Näherinnen die Kooperative geheim. Manchmal ist es im Viertel so unsicher, dass sie dort gar nicht arbeiten können. Aber sie halten trotzdem zusammen, sie sorgen füreinander und für andere.

Eine der Frauen, Margerita sagt: ‚Früher waren wir Frauen voller Angst. Aber wenn man einmal erkannt hat, dass man ungerecht behandelt und erniedrigt wird, dann kann man nicht mehr zurück.‘

In ihren Familien fanden die Frauen, die nicht mehr stille und demütige Dienerinnen sein wollten, wenig Verständnis. Viele ihrer Ehemänner konnten nicht damit umgehen, dass ihre Frauen gegen ihre Unterdrückung aufgestanden sind und in einer Gewerkschaft für Gerechtigkeit kämpfen.

Viele der Frauen haben sich deswegen von ihren Männern getrennt. Auch Sandra, die uns jetzt ihre Geschichte erzählt. Ihr Mann habe sie als Steinerwerferin und Querulantin beschimpft. ‚Aber das wollten wir doch nie! Wir wollten doch nur ein besseres Leben für uns und unsere Kinder‘, sagt sie. Sie weint, und ihre Kolleginnen nehmen sie zärtlich in den Arm. Und fast weinen wir mit ihr über das brüllende Unrecht.

Aber andererseits ist da die Schönheit dieses Nachmittags, an dem in diesem kleinen Raum eine bessere Welt heller strahlt als die Sonne, die auf San Salvador herunterbrennt: Diese wunderbaren Frauen haben nicht nur dem Weltkonzern Adidas die Stirn geboten, sie haben ihr Leben und das vieler Menschen verändert, die ihnen auf ihrem Weg aus der Unmündigkeit folgten. Man kann sagen, dass sie damit El Salvador verändert haben. Und ja, ein bisschen auch die Welt.

Folgen wir ihnen doch. Mit Solidarität, Mut und Entschlossenheit. Mehr braucht es dafür nicht.“

Ich finde, dass man diesen Impuls von mir nicht besser schließen könnte. Ja, mehr braucht es dafür nicht. Und ich sage Euch, mit anderen Menschen an einem solchen Projekt gemeinsam zu arbeiten, ist keine Quälerei, kein Verzicht auf die lustvollen Dinge des Lebens. Im Gegenteil: Es setzt Energien frei, schafft Vitalität. Ich hätte nie ein anderes Leben führen wollen.

Deshalb fand ich es auch total nett, dass eine Kollegin aus dem Vorstand des Vereins Ulmer Weltladen mir vor drei Wochen aus Kassel nach einem Besuch der „documenta“ diesen Button mitbrachte. Darauf steht: „*Revolutionäre gehen niemals in Rente*“. Ich muss bekennen, dass mich das schon sehr gerührt hat.

Vielen Dank, dass Ihr so lange und so geduldig zugehört habt.